

ligionslosigkeit einiger Naturvölker und des Mangels jeglichen Schamgefühles bei denselben. Die sorgfältige und von stamenswerthem Sammelfleisse zeugende Darstellung bestätigt auf das schönste die christliche Auffassung des Heidenthums als eines Verfalles der ursprünglich guten Menschheit, ohne daß aber die Natur selbst durchaus in Unnatur und Bestialität wäre gewandelt worden. Die Lectüre des 2. Bandes ist weit erfreulicher, als jene des ersten, wenn sie auch das Gefühl des inneren Behagens nirgends aufkommen läßt. Der Autor verdient für seine Mühe alle Anerkennung; ein alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Werkes.

Graz.

Univ.-Prof. Dr. Rudolf Ritter v. Scherer.

- 4) **Das Buch Job** in neuer und treuer Uebersetzung nach der Vulgata mit fortwährender Berücksichtigung des Urtextes von J. Langer, Pfarrer. 2. Ausg. Luxemburg 1886. 8°. XVI und 145 S. M. 2.50 = fl. 1.55.

Es möchte fast überflüssig erscheinen, neben den ausgezeichneten Commentaren zum B. Hiob von kathol. Gelehrten wie Welte, Zischke, und Knabenbauer (abgesehen von der großen Menge protestantischer Exegeten) noch ein Büchlein erscheinen zu lassen, das nur eine „Uebersetzung“ und zwar nach der Vulgata bietet. Aber es muß wirklich das Bedürfniß darnach vorhanden sein, denn es war eine zweite Ausgabe nöthig, deren sich nicht viele Job-Commentare rühmen können. Und wirklich ist die Vulgata mit Recht gerade im Buche Hiob als vorzügliche Uebersetzung von allen Auslegern gepriesen: die Vulgata ist aber keineswegs so leicht zu lesen und richtig in's Deutsche zu übertragen, wie der oberflächliche Beobachter glauben möchte. Auch sie bedarf der Erläuterung in lexicalischer, grammatischer und sachlicher Beziehung. Es war also bei diesem wundervollen Büchlein Hiob wirklich ein glücklicher Gedanke, denjenigen Geistlichen, die unbeirrt durch den nothwendigen Wust gelehrter Commentare sich der Schönheiten, der Gedantentiefe desselben freuen wollten, eine gut lesbare, fast wie in Versen geschriebene deutsche Uebersetzung zu bieten, die die beste Hiobversion zu Grunde legend, den Urtext nie unbeachtet läßt, die den Text durch scharfe Gliederung in seinem Zusammenhange klar und einfach hinstellt, und dadurch, wie durch gelegentliche kurze Anmerkungen ihn dem Verständnisse nahelegt; das Alles bietet das bescheidene Büchlein. Und darum enthalten wir uns auch der genaueren Bemerkungen und Fragen, ob der Autor da und dort den Text recht verstanden und ob nicht manches anders hätte gegeben werden können.

Was uns nicht recht gefallen mag, liegt mehr in der Einleitung als im Buche. Die Einleitung erinnert mich, denn ich muß diesmal aus der Objectivität für einen Augenblick heraustreten, allzu oft an Herder, Geist der hebr. Poesie, auch dort, wo derselbe längst überholt ist. Es ist so viel Ausgezeichnetes in der schön geschriebenen Darstellung des Inhaltes und der Behandlungsweise des Buches Hiob, daß der Leser angetrieben, daß er

erwähnt wird für die Lectüre des Buches. Aber dieser Vorzug läßt es uns nicht vergessen, daß der Kernpunkt der ganzen Jobfrage nicht getroffen wird: denn die Unterwerfung, von welcher auf S. VI gesprochen wird, kann doch nur mit dem Zerhauen des gordischen Knotens verglichen werden; die Bedeutung der Ketten des Elin tritt nicht in's rechte Licht. (Ob es sich wirklich um Lebensbesserung handelt, dürfte wohl fraglich sein.)¹⁾ Und ganz und gar will uns das Verschwommene in den Punkten nicht gefallen, welche die Heimat, das Alter und den Sprach-Charakter des Buches betreffen; Klarheit in dieser Beziehung wäre sehr wünschenswerth. „Das Buch Job . . . ist vielleicht das älteste heil. Lied der Welt“, so wie der Satz dasteht, muß ich ihn vom Anfang bis zum Ende läugnen. Die gehobene Sprache darf über Unrichtigkeiten nicht hinüberheben. Unrichtig ist aber dieser, wie der gleich folgende begründende Satz: „Die Stimme, welche wir hier hören, und die vor 3 bis 4 Jahrtausenden ertönte, läßt sich uns wie die Stimme der Urmenschheit vernehmen.“ Vollständig unrichtig, denn das Buch zeigt so viel Kunst, zeigt in der Sprache einen verhältnißmäßig so jungen Charakter, daß es in eine Zeit vor Moses nicht gesetzt werden darf. Ja selbst Moses kann als Verfasser nicht festgehalten werden. Daß das Buch idumäisches Ursprungs sein könnte, sagt der Verf. wohl nicht mit dürren Worten, aber fast möchte die starke Betonung Edom's den Leser daraufbringen. Was soll nun gar der Satz: S. X „und nach der hebräischen Version.“ Oder die Frage: S. XIII. „Hatte David es gelesen? Mich will es bedünken.“ — Daß das Buch aus dem Syrischen in's Griechische übersetzt sei, hätte der Verfasser dem Dichter Herder nicht nachschreiben, oder aber dieses einzige Citat der ganzen Vorrede auch weglassen sollen. Daß ein christlicher Mann der LXX die paar Verse, welche schon S. Hieronymus als unecht, als im Urtexte nicht erscheinend verwirft, angefügt hat, und daß darin eine Reihe von Unrichtigkeiten vorkommen, hätte der Herr Uebersetzer gesehen, wenn er einen LXX Text aufgeschlagen hätte, statt bei Herder stehen zu bleiben. Und ohne die LXX läßt sich an vielen Stellen die wahre Gestalt auch des hebr. Textes heutzutage nicht mehr erkennen: man kann auch ohne dieselbe die richtige Uebersetzung des hebr. Originals nicht überall treffen.

Abgesehen also von diesen introductorischen Fragen, die aus Zischofke und Knabenbauer leicht zu ergänzen sind, — oder sollte wirklich der Verfasser längst abgethane Ansichten heute noch festhalten? — kann auch ich das Büchlein empfehlen und wünsche ihm Glück zum 2. Lauf durch die kathol. Welt.

Wien.

Universitätsprofessor Dr. W. A. Neumann.

5) **Der heilige Bernward von Hildesheim** als Bischof, Fürst und Künstler. Dargestellt von Dr. Wilhelm Sommerwerk,

1) Siehe Knabenbauer, Commentarius in librum Job. p. 8.